

„DEN 20. JÄNNER GING LENZ DURCHS GEBIRG“

Zur Textgestalt von Georg Büchners nachgelassener Erzählung

Der Satz ist bekannt. Allerdings: wer Büchners Erzählung vor 40 Jahren zum ersten Mal las, erinnert einen anderen Beginn. In Fritz Bergemanns historisch-kritischer Büchner-Ausgabe von 1922 wanderte Lenz am 20. „Hartung“ durch die Vogesen¹. Doch mag das hingehen; wohl befremdet der Wechsel ein wenig, aber schließlich handelt es sich um den gleichen Monat. Verwirrt wird der Leser jedoch, wenn er in der neuesten Büchner-Ausgabe — im Sigbert-Mohn-Verlag — das fragliche Wort überhaupt nicht mehr findet und beim Nachforschen darauf stößt, daß damit ein Textstand erreicht ist, der schon einmal, vor Bergemann, angeboten wurde, in der ersten, bei Philologen schlecht angesehenen Gesamtausgabe von Büchners Werken. Bei Karl Emil Franzos, 1879, und bei Hans Jürgen Meinerts, 1963, heißt es: „Den 20. ging Lenz durchsGebirg“².

Der Unterschied zum Insel-Standard wird nunmehr beträchtlich. Bei Bergemann ist der Leser durch die vollständige Zeitangabe sogleich im Bild: die Situation der winterlichen Wanderung wird vorweg, wie in einer Überschrift, festgelegt; bei Franzos und Meinerts ist der Leser desorientiert: das Nebeneinander von Bestimmtheit im Kleinen (Angabe des Tages) und Unbestimmtheit im Großen (Fehlen des Monats) verwirrt, und die Winterstimmung wird erst im folgenden Satz allmählich aufgebaut. Man ist versucht, die Linie weiter aus-zuziehen: im ersten Fall beginnt der Naturwissenschaftler Büchner die Erzählung mit Nüchternheit, Sachlichkeit und Übersicht; im zweiten Fall schreibt der Dichter Büchner mit genialer Rücksichtslosigkeit: er löst vertraute Darstellungsformen auf, weil er Neues zu sagen hat. Beide Möglichkeiten wären also denkbar; welche aber ist richtig? Welchen Anfang hat Georg Büchner 1836/7 seiner Erzählung tatsächlich gegeben?

Im Anmerkungsteil von Bergemanns Ausgabe findet sich folgende Notiz:

‘Hartung’ fehlt TN: die Angabe des Monats ist, mag auch der genießende Leser auf die historische Fixierung des Jahres keinen Wert legen, zum Verständnis der Landschaftsstimmung fast unentbehrlich; außerdem setzt die Monatsangabe . . . voraus, daß der Leser mit der Jahreszeit, in der das

¹ Georg Büchners Sämtliche Werke und Briefe (hg. von Fritz Bergemann). Leipzig 1922 im Inselverlag. (Im folgenden zitiert als: B). S. 83. Die Monatsangabe steht in dieser heute kaum mehr greifbaren Ausgabe in eckigen Klammern; die folgenden Inselausgaben (zuletzt ⁹1962) lassen die Klammern fort.

² Georg Büchners Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos . . . Frankfurt am Main 1879. S. 207. — Georg Büchner: Sämtliche Werke nebst Briefen und anderen Dokumenten (hg. von Hans Jürgen Meinerts). (Gütersloh), 1963. (Zit. als: M). S. 113.

Vorhergehende spielt, bekannt gemacht ist. O beginnt seinen Tagebuchbericht von Lenz also: „Den 20. Januar 1778 kam er hierher.“³

In der Überlieferung fehlt also der Monat. Andererseits hat Bergemann vernünftige Gründe für seine Konjektur. Ganz sicher scheint er allerdings selbst nicht zu sein: die Emendation ist ihm nur „fast“ unentbehrlich. Und in der Tat: ist Erleichterung des „Verständnisses“ ein hinreichender Grund für einen so schwerwiegenden Eingriff? — Weitere Fragen stellen sich ein. Erlaubt denn der Zustand der Überlieferung so einschneidende Korrekturen? Bergemann hat keine Bedenken, den Text gegen das Wort beider Zeugen, T und N, zu verändern. Das muß alarmieren. Wie sicher ist dann noch der Boden, auf dem wir uns bei der Interpretation von Büchners „Lenz“ bewegen?

Es erscheint nötig, die Überlieferung erneut kritisch zu mustern und dabei eine vorschnelle Festlegung des Textverständnisses mehr als bisher zu vermeiden. Dazu ist einleitend das Bekannte über T, N und O und die hinter ihnen stehende Tradition zu rekapitulieren⁴.

I.

Die Handschrift Büchners zum „Lenz“ ist verschollen. Verfügbar sind noch zwei Drucke. Der frühere, T, stammt von Karl Gutzkow; in seiner Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“ veröffentlichte er 1839 die Erzählung nach einer Abschrift, die Minna Jaeglé, Büchners Braut, von der Handschrift angefertigt hatte⁵. Diese Handschrift war mit Büchners Nachlaß in ihren Besitz gekommen; vermutlich 1838 ging sie in die Hände der Familie Büchner über. Offensichtlich hat Ludwig Büchner, Georgs Bruder, sie 1850 für seine Ausgabe des „Lenz“ in den „Nachgelassenen Schriften“, N, benutzt⁶, — sei es, daß er den Abdruck ganz neu nach der Handschrift gestaltete, sei es, daß er sie zur Korrektur erkennbarer Fehler von T heranzog, was wahrscheinlicher ist. Seither fehlt von ihr jede Spur.

Neben T und N existiert noch die Vorlage von Büchners Text, der Bericht des Pfarrers Oberlin, O, über Lenzens Aufenthalt in Walders-

³ B 679; über die Bedeutung der Siglen s. weiter unten.

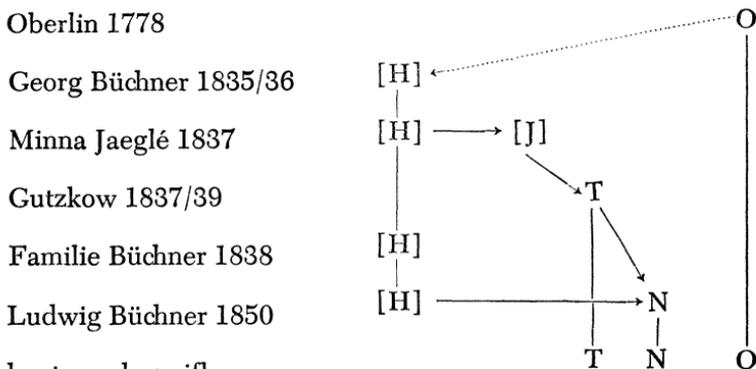
⁴ Zum Folgenden vgl. B 678 f. und M 491, 493 u. 496. Im übrigen wird eine neue historisch-kritische Ausgabe vom Christian-Wegner-Verlag, Hamburg, vorbereitet. Vgl. Werner R. Lehmann: Prolegomena zu einer historisch-kritischen Büchner-Ausgabe. In: Gratulatio. Festschrift für Christian Wegner. (Hamburg 1963). Ferner: Ursula Paulus: Georg Büchners „Woyzeck“. Eine kritische Betrachtung zu der Edition Fritz Bergemanns. In: Jb. d. dt. Schiller-Ges. VIII, 1964, 226—246. In diesen beiden Aufsätzen weitere Literatur.

⁵ Telegraph für Deutschland. Red. von Karl Gutzkow. Jan. 1839.

⁶ Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. (Hg. von Ludwig Büchner). Frankfurt a. M. 1850.

bach im Elsaß vom 20. 1. bis zum 8. 2. 1778⁷. Büchner hat ganze Passagen wörtlich oder fast wörtlich aus O übernommen.

Das Stemma sieht demnach folgendermaßen aus:



Weder T noch N bringt einen zuverlässigen Text. Vor allem T ist voller Lesefehler und läßt gelegentlich ganze Worte und Satzteile aus. Die korrumpierten Passagen können z. T. mit N verbessert werden⁸, wo der Wortlaut offenbar meist sorgfältiger überliefert ist. Dafür hat jedoch N eine deutliche Tendenz zur sprachlichen Glättung, zur Tilgung mundartlicher Eigenheiten Büchners, wie der häufigen e-Elision, und zur Normalisierung der Zeichensetzung. Hier wird man also eher T den Vorzug geben.

Aber durch wechselseitige Ergänzung lassen sich nicht alle fraglichen Fälle ins reine bringen. Das liegt nicht nur am Unvermögen oder der mangelnden Sorgfalt von Minna Jaeglé und Ludwig Büchner. Vom „Woyzeck“, dessen Handschrift erhalten ist, wissen wir, welche Schwierigkeiten Büchners handschriftliche Entwürfe der Entzifferung

⁷ Zitiert nach: August Stöber: Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim. Basel 1842. Dort S. 11—31. Der Text ist wieder abgedruckt in: Der Deutschunterricht VIII, H. 3, 1956, S. 63—70.

⁸ Z. B.: „er wollte mit sich sprechen, aber er konnte, er wagte kaum zu atmen“ T 36; „aber er konnte nicht“ N 203 (B 84). — „Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage, es war ihm wieder leicht“ T 38; „das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm“ N 205 (B 86).

Gelegentlich findet sich aber auch die kürzere Form in N: „Oberlin sprach ihm von Gott“ T 108; „Oberlin sprach von Gott“ N 231. B (106) wählt T, wohl mit Recht als *lectio difficilior* und wegen Oberlins Versuch, Lenz zu erreichen. Wichtig als Lesart noch zu B 84: „nach und nach wurde er ruhig — das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter“ (nach T 37, dort allerdings ein Komma statt des Gedankenstrichs) die Fassung: „nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter“ N 204. Die Veränderung ist frappierend. Das „typisch büchnersche“ Nebeneinander einzelner Impressionen wird in eine einfache Kausalfolge aufgelöst. Es ist die einzige größere Ergänzung von T durch N, die bisher kein Hrg. nach B benutzt hat.

entgegensetzen können. Um einen Entwurf, auf welcher Entwicklungsstufe auch immer, keinesfalls aber um ein fertiges Druckmanuskript scheint es sich auch im Fall der „Lenz“-Handschrift gehandelt zu haben. Gemeinsame Fehler und Ungereimtheiten von T und N, sowie die große Textlücke nach Lenzens Sturz aus dem Fenster in beiden Quellen zeugen dafür. Wenn aber in H keine endgültige Reinschrift, sondern nur eine vorläufige und dazu noch schwer entzifferbare Skizze vorgelegen hat, dann war es berechtigt, daß Fritz Bergemann als der erste kritische Editor des Werkes sich nach weiteren Hilfsmitteln zur Ergänzung offenbar fehlerhafter Textstellen umsah. „Göttliche Lippen“, die sich über Lenz „ausbücken“, ergeben keinen Sinn⁹; hier ist ein Lesefehler zu vermuten, den Minna Jaeglé machte und bei dem Ludwig Büchner ihr folgte oder den er selbst neu beging. Bergemann veränderte nach einer Parallelstelle in einem Brief Büchners an die Braut: „Göttliche Lippen bückten sich über ihm nieder“¹⁰. Das überzeugt, zumal Büchners Werke und Briefe auch sonst durch ein Netz von Parallelstellen miteinander verbunden sind. An anderen Stellen konnte mit Erfolg O zu Rate gezogen werden¹¹. Bei dem ausführlichen Gebrauch, den Büchner bis in den Wortlaut hinein von seiner Quelle gemacht hat¹², ist gegen solch ein Verfahren grundsätzlich nichts einzuwenden¹³.

Aber wie ist es z. B. mit der „Krone“ auf dem Grab des Kindes in Fouday? Lenz ist ins Nachbardorf gewandert. Oberlin berichtet davon:

Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von der auf dem Grabe stehenden Krone ab, als ein Andenken, gieng wieder zurück gen Waldersbach . . .¹⁴

Genau so steht es auch in TN — mit einem einzigen Unterschied: in T reißt Lenz etwas von „der auf dem Grabe stehenden Blume“, in N von „den . . . Blumen“ ab. Bergemann verbesserte, nach O, Büch-

⁹ T 53, N 210.

¹⁰ Vgl. B 679 zu 89.

¹¹ Z. B.: „(Oberlin) bat ihn, nicht zurück zu gehn“ T 109, N 233; „bat ihn, nicht zu weit zu gehen“ B 107, aufgrund von O 23.

¹² Auch die ausdrucksstarke Passage B 104: „Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlins Zimmer . . . Hieroglyphen, Hieroglyphen . . .“ stammt vollständig aus O (22).

¹³ Eine selbständige Korrektur Bergemanns, die einleuchtet: „die Sünde wider den Heiligen Geist stand vor ihm“ B 100, aus: „die Sünde und der heilige Geist stand vor ihm“ T 85, „ . . . und der heilige Geist standen vor ihm“ N 224.

Ein Korrekturvorschlag Bergemanns wurde nachträglich durch einen neuen Quellenfund gerechtfertigt: „Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltbare Hand auf der Brücke gehalten hätte“ B 87. Bergemann vermutet: unsichtbare Hand“ (B 679), was er später durch die entsprechende Stelle in Daniel Ehrenfried Stöbers „Vie de J. F. Oberlin“ stützen konnte.

¹⁴ O 20 f.

ners Text zurück in „Krone“¹⁵, und alle folgenden Herausgeber tun es ihm nach, einschließlich Meinerts, der sonst erfreulich vorsichtig mit Textänderungen ist. Der Sinn der Konjektur leuchtet in keiner Weise ein. Auch philologisch ist das Verfahren fragwürdig: daß N, anders als T, den Plural bringt, macht zumindest wahrscheinlich, daß Ludwig Büchner hier nicht einfach T nachgedruckt, sondern auf H zurückgegriffen hat und die Stelle anders las als Minna Jaeglé (oder der Drucker von T). Wenn aber in Büchners Handschrift „Blume(n)“ stand, warum soll es in Oberlins „Krone“ zurückverwandelt werden? Blumen spielen auch sonst in der Erzählung eine Rolle, und zwar immer im Zusammenhang mit dem Kirchhof. In der kleinen Landschaftsszene am Predigtsonntag schauen „verspätete Blumen . . . unter dem Moos hervor“¹⁶, und in Lenzens Traum wachsen eine „weiße und eine rote Rose“ aus der Brust der Mutter, die ihm, wieder an der Kirchhofsmauer, entgegentritt:

sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen¹⁷.

Innerhalb des Bedeutungsfeldes von Tod, Grab und Blume hält sich auch die fragliche Stelle, wenn auch die Blumen jetzt nicht mehr Träger einer friedlichen Stimmung sind, sondern in Lenzens Verwirrung mit hineingerissen werden, gemäß der beunruhigenden Wirkung, die gerade dieses Grab auf ihn ausübt, und gemäß der fortgeschrittenen Zerstörung seiner eigenen Seele.

Im gleichen Textabschnitt hat Bergemann ein weiteres Mal eingegriffen. Nach dem Besuch des Grabes wandert Lenz mit seinem Begleiter, dem Schulmeister von Bellefosse, zwischen Fouday und Waldbach hin und her. Er versucht, seinen Bewacher abzuschütteln, aber dem gelingt es, Unterstützung herbeizuholen:

. . . nun hatte Lenz zwei Aufseher statt einen. Er zog sie weiter herum¹⁸.

So wenigstens steht es in TN. Bergemann macht daraus: „Er zog sie wacker herum“, wieder nach Oberlin¹⁹, den Büchner zuvor und danach wörtlich abgeschrieben hat. Aber warum nur diese Konjektur? Muß Büchner seiner Vorlage denn immer sklavisch gefolgt sein? Wer das für wahrscheinlich hält, müßte konsequenterweise auch die „zwei“ Aufseher in Oberlins „zween Aufseher“ zurückverwandeln²⁰. Ist es jedoch nicht denkbar, daß Büchner das Moment von ironischer Distanzierung, das in dem „wacker“ liegt, gerade nicht in seinem Text haben wollte? „Weiter“ enthält kein Urteil wie „wacker“ und setzt keinen gesicherten Standpunkt außerhalb des Erzählten voraus,

¹⁵ T 101, N 227; B 103.

¹⁶ B 89.

¹⁷ B 90.

¹⁸ T 101, N 228.

¹⁹ B 103, O 21. „wacker“ auch Meinerts, M 132.

²⁰ O a.a.O.

wohl aber bringt es ein duratives Moment in den Text, das auch sonst gut in den Zusammenhang paßt.

Wo es irgend möglich ist, sollte der Text, den T und N uns bieten, gewahrt bleiben²¹. Das gilt auch für die Stelle, von der diese Überlegungen ihren Ausgang genommen haben. Bergemanns Argument, mit der Emendation des Monatsnamens werde dem Leser das Verständnis allererst ermöglicht, hat seine Berechtigung — unter der Voraussetzung, daß es dem Dichter beim „Verstehen“ auf ein rasches Erkennen der Kausal- und Faktenzusammenhänge seiner Erzählung ankommt und daß er eine Desorientierung des Lesers vermeiden will. Beides wäre erst noch zu erweisen.

Nun gibt es Parallelstellen. In TN stellt Lenz sich dem fremden Oberlin bei der ersten Begegnung als „Freund von . . .“ vor; Bergemann macht, O folgend, einen „Freund von Kaufmann“ daraus²². — Das Kind in Fouday, dessen Tod Lenz in Panik versetzt, trägt in TN keinen Namen; Bergemann ergänzt aus O: „das Friederike hieß“²³. Der Hinweis scheint einleuchtend, weil er die Beziehung zu Friederike Brion herstellt, deren Vornamen Lenz später um Mitternacht im Hof des Pfarrhauses in die Nacht ruft (was übrigens Oberlin nur vermutet, Büchner jedoch als sicher hinstellt). Aber Büchners Handschrift enthielt den Verweis bei der Nennung des Kindes offenbar nicht; warum sonst sollten Braut und Bruder ihn uns vorenthalten haben²⁴? — Lenzens Begleiter zum Grab des Kin-

²¹ Mit Recht hat bereits Meinerts folgende Konjekturen Bergemanns rückgängig gemacht: B 104: „Was er tat, tat er nicht mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinkt.“ Die Überlieferung (T 102, N 229) hat: „tat er mit Bewußtsein“, und nur in dieser Form ist das folgende „doch“ gerechtfertigt. Bergemanns Form bringt den Satz um seine Schärfe.

B 102: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll; ich habe schon allerlei Figuren an die Wand gezeichnet“. T (100) und N (226): „alle Figuren“. Wieder verharmlöst Bergemanns Fassung: nicht irgendwelche, sondern alle Figuren, die es gibt, hat Lenz bereits an die Wand (N übrigens: „auf die Wand“) gemalt; was bleibt ihm nun noch?

B 98: „ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah oder sie den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — Ich war schon lange nicht mehr ruhig“. In späteren Ausgaben hat B, den Satz „Ich war schon lange nicht mehr ruhig . . .“ getilgt. Er gehört natürlich in den Text.

Unsicherer ist der Überlieferungsstand im Fall von B 105: „Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinn hatte, auszuführen“. B folgt hier N (230); T (103) hat nur: „. . . das Ding auszuführen“. M (134) wählt die kürzere Form, wohl in Parallele zu „alle Figuren“, doch da N auch sonst eindeutige Lücken von T auffüllt, mit seiner Ergänzung also prinzipiell glaubhaft ist, sollte man die sehr harte Form hier wohl meiden.

²² T 37, N 203; O 11: „Ich bei ein Freund K . . . s“. B (85) bringt „Kaufmann“ noch in Klammern, die späteren Insel-Ausgaben lassen sie fort.

²³ T 78, N 222, O 16; B (99) bringt den Zusatz noch in den Anmerkungen, in späteren Auflagen dann im Text.

²⁴ Die Vermutung, Minna Jaeglé und Ludwig Büchner hätten aus Pietät die Nennung der Namen vermeiden wollen, scheidet aus, da beide Namen später noch auftauchen.

des heißt „Schulmeister von Bellefosse“, zumindest in TN. Bergemann ergänzt aus Oberlin: „Schulmeister Sebastian Scheidecker von Bellefosse“²⁵, „weil hernach der Vorname als bekannt vorausgesetzt wird“²⁶.

Alle vier Konjekturen sollen nur verdeutlichen, aber in Wahrheit verändern sie den Text, eben indem sie die Deutlichkeit so hoch ansetzen. Sie verdeutlichen allein das Sachgerüst und verstärken damit zusätzlich die Kausalbindungen innerhalb der Erzählung. Es geschah im Januar, daß Lenz ins Gebirg kam — daher also die Winterlandschaften. Er war ein Freund von Kaufmann — derselbe Kaufmann kommt dann mit seiner Braut zu Besuch. Das Kind hieß Friederike — daher die schlimme Wirkung auf Lenz. (Allerdings gelingt hier die Aufklärung des Lesers nur teilweise: der Name Brion wird nirgends genannt, und Lenzens Friederike-Ruf auf dem nächtlichen Pfarrhof ertönt erst nach dem Tod des Kindes; die Kenntnis der Zusammenhänge muß der Leser also schon mitbringen.) Die Nebenfigur des Schulmeisters schließlich bekommt schärfere Kontur, wenn sie zweimal genannt wird, dazu einmal mit Vor- und Vatersnamen. Was TN im Halbschatten läßt, holt Bergemann nach vorne ins Licht.

Die Namen Kaufmann, Friederike und Sebastian Scheidecker verknüpfen dazu die Erzählung fester mit der historischen Wirklichkeit von 1778, ebenso wie der Chronikstil des ausführlichen Anfangsatzes die Erzählung auf das Genre eines Tatsachenberichtes festzulegen scheint. Mit den Konjekturen wird uns ein Büchner präsentiert, der mit Grund seinen Oberlin ausgeschrieben hat, weil ihm die historische Wirklichkeit das Wichtigste ist, und der deshalb auch die Fäden, die seine Poesie mit der Wirklichkeit verbinden, dem Leser deutlich vor Augen führt.

Anders ist die Tendenz der unkorrigierten TN-Fassung. Im Falle von Kaufmann und Sebastian Scheidecker gleitet die Erzählung in der kürzeren Form rascher dahin. Beide Figuren bleiben an diesen Stellen im Hintergrund, der Blick ist nur auf die Hauptgestalt gerichtet: Lenz beruft sich auf irgendeinen gemeinsamen Bekannten, der Name tut nichts zur Sache, wichtiger ist, daß er sich damit den Zugang zu Oberlin eröffnet²⁷. — Oberlin holt sich einen Mann zu Hilfe, der auf Lenz aufpassen kann; sein Beruf, Schulmeister von Bellefosse, weist ihn als vertrauenswürdig aus, mehr ist hier nicht nötig. Der

²⁵ T 101, N 227, O 20; B (103) bringt den Namen noch in Klammern, die späteren Auflagen lassen sie fort.

²⁶ B 680.

²⁷ Es ist übrigens denkbar, daß Büchner selbst nicht realisiert hat, daß es sich bei dem Freund um Kaufmann handelte. August Stöbers Abdruck von O (11) hat nur „Freund K...s“ und ergänzt erst in einer Fußnote, daß es sich um „Kaufmann aus Winterthur“ handele. Dann brächte die Konjektur einen Wirklichkeitsbezug hinein, den Büchner gar nicht im Sinn gehabt hat.

Bezug zum historischen Steintal ist dabei gewahrt, aber der Lehrer bleibt anonym. Büchner begnügt sich mit der Andeutung. Allerdings ist seine Andeutung präzise: „Der Schulmeister von Bellefosse“, nicht einfach „ein Mann aus Bellefosse“. Aber eine eigentümliche Mischung von klarer Präzision der Einzelangabe und verschwimmendem Halbdunkel des Ganzen kennzeichnet ja auch sonst seinen Text, z. B. in den Landschaftsdarstellungen.

Für das Kind von Fouday wurde das wichtigste Argument gegen Bergemanns Korrektur bereits genannt: selbst durch Hinzufügen des Namens Friederike kann der Leser erst nachträglich des Zusammenhangs gewahr werden. Wer aber will erweisen, daß Büchner auf diesen Zusammenhang überhaupt Wert legte? Die „fixe Idee“ und der Plan, das Kind zu erwecken, sind durch Lenzens Wunsch, Gott möge ein Zeichen an ihm tun, auch ohne die Verbindung zu Friederike Brion einleuchtend genug. Mehr noch: Lenzens eigentliches Motiv, sein Wille, die Rolle Christi zu übernehmen und Gott herauszufordern, wird durch die Betonung des Faktenzusammenhangs zugedeckt. Der Name setzt eine psychologische Motivierung an die Stelle der religiösen.

Am gravierendsten jedoch ist die Veränderung im ersten Satz der Erzählung. Anstatt daß auf knappstem Raum mit sicherem Strich der Rahmen des Ganzen abgesteckt wird, kommt in der unkorrigierten TN-Fassung die Erzählung von weit her; sie setzt ein, als habe sie schon lange begonnen, als sei der Monat bereits bekannt. Das bleibt befremdlich. Doch ist kaum anzunehmen, daß T und N an so exponierter Stelle den Monatsnamen weglassen, wenn er in H gestanden hatte. Es ist aber auch kaum anzunehmen, daß Büchner ihn versehentlich fortgelassen hat. Oberlin bot ihm „Januar“ an, das Wort hätte nur aus Flüchtigkeit Büchners fortfallen können²⁸. Aber am Anfang der Erzählung überzeugt sonst jedes Wort, erst zwei Seiten später kommt die erste strittige Stelle.

Zudem stimmt der Anfang zum sonstigen Stil der Erzählung. Auch die übrigen Fakten und Daten werden als bekannt vorausgesetzt. Die Tatsache, daß „das Gebirg“ die Vogesen sind; der historische Raum um Oberlin, Kaufmann und Pfefferl; die Bedeutung Friederikens; die Identität von „Sebastian“ mit dem eben erwähnten Schulmeister; — alles das wird in der gleichen Weise erzählt, so, als seien wir bereits im Bilde. Büchner berichtet nicht von empirischem Geschehen. Alles Historische und Faktische setzt er voraus, es ist der Hintergrund, nicht der Gegenstand der Erzählung. Dieser Hintergrund ist immer gegenwärtig, wird aber nirgends um seiner selbst

²⁸ Büchner ist sonst sehr genau mit Daten. Im „Woyzeck“ hat er vorsorglich eine später ausgefüllte Lücke im Text gelassen, um Woyzecks Geburtstag so exakt zu bestimmen, daß man daraus den Zeitpunkt des Geschehens: Anfang März, errechnen kann. Vgl. B 159 und 731.

willen aufgehellte. Nur wo das wechselnde Licht der Erzählung ihn trifft, gewinnt der Raum der empirischen Wirklichkeit für Augenblicke Tiefe und Kontur.

Es liegt nahe, Büchners Gleichgültigkeit gegenüber dem nur Faktischen auch zur Erklärung der großen Lücke gegen Ende des Textes heranzuziehen. Hier gab es nur noch äußeres Geschehen zu berichten. Daran war Büchner vorerst nicht interessiert²⁹. So brach er ab, den Anschluß an Oberlins Bericht durch einen angefangenen Satz markierend. Eine solche Interpretation paßt offenbar schlecht in Bergemanns Büchnerbild; er vermutet eher den Verlust eines Manuskriptteils als eine Lücke im Original³⁰. Beweisen läßt sich weder das eine noch das andere, doch stimmt die Vermutung, daß Büchner selbst den Abschnitt in seiner Vorlage übersprang, um ihn später auszufüllen, zu seiner sonstigen Behandlung der Realität in der Erzählung.

Unter dieser Voraussetzung sollte das Vorhandensein der Textlücke Konsequenzen für die editorische Behandlung anderer Eigenheiten des „Lenz“ nach sich ziehen. Auch der Herausgeber einer einfachen Lesausgabe dürfte kaum auf den Gedanken kommen, die Lücke bei Büchner mit Oberlins Worten auszufüllen, ohne dieses Verfahren philologisch, etwa durch einen Wechsel im Druckbild, zu kennzeichnen. Was hier recht ist, sollte beim Anfangssatz billig sein — der Unterschied ist nur quantitativ. Doch soll man überhaupt konjizieren?

Wir wissen nicht, wie die Erzählung aussehen würde, wenn Büchner sie noch einmal überarbeitet hätte. Es ist denkbar, daß er den Anfang, und nicht nur ihn, noch geändert hätte. Aber die fragmentarische Gestalt des Werkes ergibt öfter, als die Philologie bisher annahm, einen Sinn. Anders als im Fall des „Woyzeck“, bei dem die Bühne ihr Recht fordert, entfallen bei der Erzählung zudem alle praktischen Rücksichten auf eine äußerlich abgeschlossene Form.

Wenn aber der Text möglich ist und sich in den ästhetischen Zusammenhang des Ganzen einfügt, sollte man ihn so stehen lassen, wie beide Zeugen ihn überliefern. Denn jeder Eingriff interpretiert, und auch Bergemanns Maßstab ist keineswegs so vorausset-

²⁹ Eine eindringliche Situation aus dem übersprungenen Abschnitt hatte er ohnehin schon verwendet: Lenz „auf den Knien liegend, seine Hand in meiner (scl. Oberlins), seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in meinen Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd . . .“ O 27. Bei Büchner: „er lag auf den Knien vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlins, sein mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht auf dessen Schoß, am ganzen Leibe bebend und zitternd.“ B 106. Der genrehafte „Schlafrock“ ist eliminiert. Büchner verändert beim Abschreiben seine Vorlage mit sicherstem Stilgefühl. Zum Glück hat Bergemann hier die Rückkorrektur unterlassen; sie ist andernorts nicht weniger überflüssig.

³⁰ B 681.

zungslos, wie er selber annahm, sondern insinuiert bereits ein bestimmtes Büchnerbild: das des realistischen Erzählers. Der Text, der in der Kette der Inselausgaben bisher vorlag, ist von diesem Bild überformt³¹.

³¹ Abschließend seien kurz noch einige problematische Textstellen besprochen. B 87: „das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus.“ So T (39) und N (207). Bergemann bringt 1922 den Satz (mit Bindestrich statt des Kommas), eliminiert ihn aber in den späteren Auflagen, da es wenig später noch einmal heißt: „Er ging des Morgens hinaus. Die Nacht war Schnee gefallen“ B 88. Auch hier verändert der Eingriff den Text erheblich. Die erste Ankündigung des Hinausgehens bindet die folgenden Reflexionen über Oberlins Wundererscheinungen an das Erlebnis des Schneesonntages, hebt sie damit stärker heraus und gibt dem lichten Tag mit seinem „Weihnachtsgefühl“ und dem Gedanken an die Mutter ganz anderes Gewicht. Büchner nimmt einen weiten Anlauf, um diese glückliche Epoche in Lenzens Waldbacher Zeit darzustellen. Die Wiederholung wäre dann zu lesen im Sinne von „Er ging also des Morgens hinaus“. Läßt man die erste Ankündigung fort, wird der Abschnitt bedeutungsloser, Oberlins Gedanken und Lenzens Vertrauen in die Einheit von Heiliger Schrift und Natur werden beliebiger, Gedanken neben anderen, und der folgende Sonntag ist ohne Verbindung zum Vorigen.

Eine Anzahl von Stellen bleibt allerdings ohne korrigierenden Herausgebereingriff sinnlos. So Lenzens Zornesausbruch B 94: „mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt“ („zwei“ bezieht sich sicher nicht auf „weg, weg?“, sondern entweder auf „Hier weg? Nach Haus,“ oder auf „Hier weg?“ allein; dann sollte das unmittelbare vorangehende „weg, weg“ in „Hier weg“ geändert werden).

Ebenso in der gleichen Passage der Schluß: „Kann er mehr geben?“ (B. konjizierte aus „Kann er mir geben?“ T 61, N 216; M (124) schlägt vor: „Kann er mir das geben?“ Beides ist möglich).

Beim Anblick des toten Kindes bittet Lenz, „daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei“ B 99. Die späteren Inselausgaben streichen den Satz „wie er schwach . . .“; M(129) will ihn 6 Zeilen tiefer verschieben (nach „zu spotten schien“). Sinnvoller scheint mir, das „wie“ in ein „weil“ zu verwandeln.

Fraglos dürfte sein, daß das „fliegende, silberne Gespenst“ des dritten Landschaftsbildes (B 86) analog dem „bläulichen Gespinst“ in der Schlußlandschaft (B 108) in ein „silbernes Gespinst“ verwandelt werden muß; vgl. Gerhardt Bauermann: Georg Büchner. Die dramatische Ausdruckswelt, Göttingen (1961). S. 139.

Problematisch bleibt Lenz' Klage über Friederike. T (86) und N (224 f.) überliefern sie in folgender Form:

ach sie ist todt! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel. [N:!] Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — ich liebte sie, sie war's würdig — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder.

B macht daraus, in ungefährer Angleichung an O:

Ach ist sie tot? lebt sie noch? Der Engel . . .“ usw. bis „. . . sie war's würdig — o gute Mutter, auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!“ B 101.

Nimmt man die Aussage des Textes ernst, daß es sich hier um „gebrochene Worte“ handelt, wird man sich jedoch nicht mit Bergemann an dem Widerspruch zwischen Aussage und Frage („ach sie ist todt! Lebt sie noch?“) stören müssen und schon gar nicht an dem ständigen Wechsel zwischen Anrede und Berichtform in TN. Trotz aller Möglichkeit, daß TN „der“ in „du“ verlesen haben (so B 680), wäre wohl für die überlieferte Fassung zu plädieren.

II.

Doch nicht nur der erste Satz der Erzählung ist zweifelhaft, auch der letzte birgt editorische Probleme. Seine bekannte Gestalt in der Bergemann-Tradition sieht so aus:

es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr,
kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine notwendige Last. —
So lebte er hin . . . ³²

Ein Absatz vor dem letzten Satz, dann drei Punkte zum Abschluß: das bedeutet einen stark akzentuierenden Einschnitt und dann ein schwebendes Verklingen im Ungewissen.

Anders steht es bei Meinerts:

sein Dasein war ihm eine notwendige Last. — So lebte er hin ³³.

Kein Absatz, keine Pünktchen: nüchtern und endgültig, aber in e i n e m Zug mit dem Bisherigen wird das Ende festgestellt.

Der Absatz vor dem letzten Satz findet sich weder in T noch in N ³⁴. Die Pünktchen fehlen nur in T; N bringt nach dem Satzpunkt noch sechs weitere, genau wie bei der Lücke nach „Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd . . .“ (wo sie in T ebenfalls fehlen) ³⁵. Sie markieren in N den fragmentarischen Charakter der Erzählung. Daß sie in Büchners Handschrift gestanden haben, ist damit nicht gesichert. Es ist sogar unwahrscheinlich; in Zeichensetzungsfragen ist T meist glaubhafter als N. Doch bietet die Überlieferung in diesem Fall kein einheitliches Bild. Anders ist es bei der Frage des Absatzes. Er stand offenbar nicht in der Handschrift. Er gehört auch nicht in eine moderne Edition.

Zeichensetzung und Gliederung des „Lenz“ sind ein höchst schwieriges Kapitel. T und N enthalten gemeinsam sehr viel weniger Absätze und eine sehr viel sparsamere Zeichensetzung, als das Bild der Inselausgaben vorspiegelt. So findet sich z. B. vom Anfang der Erzählung bis zum Ende des ersten Tages kein einziger Absatz. Fritz Bergemann bemerkt dazu, das sei

nicht kunstgewollt, sondern eine Folge der Gewohnheit des Dichters, seine Entwürfe mit kleiner Schrift auf wenigem Papier niederzuschreiben und deshalb möglichst an Raum zu sparen ³⁶.

Er nimmt sich deshalb die Freiheit, den Text in der bekannten Weise zu unterteilen. Die Lektüre wird damit erleichtert: der Leser kann sich besser und vor allem rascher orientieren. Für eine Volksausgabe ist das diskutabel, obschon j e d e BÜCHNERLEKTÜRE ein solches Maß an geistiger Präsenz und Verarbeitungskraft notwendig macht, daß

³² B 108.

³³ M 137.

³⁴ T 110, N 234.

³⁵ N 233, T 110.

³⁶ B 679.

ein Leser, dem man mit äußerlichen Lesehilfen unter die Arme greifen muß, als Leitbild ausscheiden sollte. Andererseits wird jeder sich über die einzelnen Abschnitte dieses ersten Tages Klarheit verschaffen wollen, und dabei kann ihm die Aufgliederung des Textes eine optische Hilfe sein.

Dennoch bleibt zu bedenken, ob der Herausgeber sich über die einstimmige Aussage beider Textzeugen hinwegsetzen soll³⁷. Auch Bergemann nimmt an, daß die Absätze offenbar schon in der Handschrift fehlten, rechtfertigt seine Änderungen aber mit dem Hinweis auf das Fehlen eines erkennbaren „Kunstwillens“ des Dichters. Der Begriff ist zweideutig. Er kann die endgültige Absicht des Dichters, seine Vorstellungen für die Schlußredaktion des Werkes meinen — über sie wissen wir nichts. Er kann aber auch die innere Intention des vorhandenen Textes meinen — und dafür haben wir Anhaltspunkte. Der erste Einschnitt wird von TN zwischen dem ersten und dem zweiten Tag von Lenzens Aufenthalt im Steintal gemacht — also an sinnvoller Stelle. Daß die Erzählung bis dahin ohne Unterbrechung dahintreibt, braucht nicht in einer äußeren Angewohnheit seinen Grund zu haben (hatte Büchner später, wo die Absätze zahlreicher kommen, plötzlich mehr Platz?), sondern könnte ebensogut der inneren Haltung des Dichters bei der Niederschrift entsprechen, also durchaus einen „Kunstwillen“ kundtun.

Dazu paßt, daß auch im weiteren Verlauf T und N gemeinsam nur an wenigen Stellen äußere Einschnitte bringen, in unregelmäßigen Abständen, oft an Endpunkten der Handlung, einige Male allerdings auch innerhalb geschlossener Abschnitte, so daß durch den Einschnitt eher die Wirkung eines Gegenakzentes entsteht. Im einzelnen ist nicht jede Absatzgebung gleich überzeugend; im ganzen aber erhält der Text in TN durch die andere äußere Gliederung auch eine andere ästhetische Gestalt als bei Bergemann. Er wirkt gehetzter: eine kaum unterbrochene Reihe ineinander übergehender Augenblicke statt der lockeren Folge einzelner Situationen, die der Inseltext präsentiert.

Den gleichen Eindruck vermittelt die Interpunktion von TN. Gemeinsam ist beiden Zeugen der Zug zu langen, wenig gegliederten Sätzen. Die natürliche Hauptsatzgrenze wird oft durch ein Komma oder ein Semikolon verwischt, die Nebensatzgrenze oft gar nicht markiert. Innerhalb dieser Gemeinsamkeit hat N die Tendenz, normalisierend aufzugliedern: gegenüber T werden Kommata eingefügt und bestehende Kommata durch Punkte oder Semikola ersetzt. Diese Tendenz wird bei Bergemann noch verstärkt. Wo N ihm ein stärker markierendes oder überhaupt ein Satzzeichen anbot, übernimmt er es meist, auch dann, wenn es in T keine Stütze findet; oft setzt er selber ein neues oder verstärkt ein vorhandenes. Damit verändert er die gleichförmige Syntax, die in TN vorherrscht, zugunsten

³⁷ Bis auf zwei Ausnahmen haben sonst T und N alle Abschnitte gemeinsam.

einer stärkeren Vereinzelung der Satzteile und Sätze. Es ist die gleiche Tendenz wie bei der Absatzgebung. Dann allerdings, nachdem er die einzelnen Sätze künstlich voneinander isoliert hat, bezieht er sie gelegentlich durch eingefügte Doppelpunkte wieder betont aufeinander oder steigert sie durch Gedankenstriche und häufige Ausrufezeichen zu prononcierten Expressionen ³⁸.

Das ist im Einzelnen oft mit viel Umsicht und auch mit Anpassung an einen gelegentlichen in T oder wenigstens in N geübten Brauch gemacht; im Ganzen aber verändert es die Form der Erzählung beträchtlich. Gingen Bergemanns Texteingriffe in die Richtung eines realistisch interpretierten Büchners, so macht sich in seiner Druckbildgestaltung und Zeichensetzung ein expressionistisches Bühnenbild geltend. Die beiden wichtigsten literarischen Mächte der Zwanziger Jahre haben dem Philologen Fritz Bergemann ohne sein Wissen den Korrekturgriffel geführt: die neue Sachlichkeit und der abklingende Expressionismus. Impressionismus und Neuromantik, unter deren Stern Büchner mit entdeckt worden war, hatten inzwischen ihren Einfluß verloren. In beiden Fällen aber wird das Bild, das die Textzeugen uns bieten, umgefärbt.

Doch nicht nur formale Argumente sprechen für die Beibehaltung der Überlieferung im äußeren Druckbild. Es kommt hinzu, daß die Verschleierung von Übergängen auch inhaltlich ein wichtiges Moment der Erzählweise darstellt. Die starken Kontraste, die der Text oft enthält, werden meist nicht in der Form dialektischer Zuspitzungen gebracht, sondern kommen durchweg in schlichter Reihung daher. Bestes Beispiel für diese Technik ist der berühmte Satz, mit dem zum ersten Mal von Lenzens Wahnsinn gesprochen wird:

Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte ³⁹.

Das Extreme, Widersinnige erscheint in der Form des Gewöhnlichen und Selbstverständlichen; erst nachträglich wird dem Leser die Ungeheuerlichkeit der Aussage bewußt.

Ähnlich verschleierte Übergänge gestaltet Büchner gern mit reihendem „und“:

So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich darin, einfältig. Lenz mußte laut lachen . . . ⁴⁰

Der Übergang von der titanischen Revolte zur Desillusion und Nüchternheit vollzieht sich unmerklich. Vorher hatte stürmischer Wechsel von Mondlicht und Finsternis die Landschaft erfüllt — jetzt genügt

³⁸ Beispiele im zitierten Textstück unten S. 15, das man mit B 84 vergleichen möge.

³⁹ B 83.

⁴⁰ B 100.

ein Augenblick im „ungewissen Licht“ der Höhe, und die Natur liegt still, kalt und tot vor seinen Augen. Der Abgrund des Atheismus hat sich aufgetan.

Das äußere Stilmittel des unmerklichen Übergangs enthält eine philosophische Aussage: zwischen Aufbegehren und Starre, zwischen Leben und seelischem Tod liegt keine Grenze mehr. Lautlos und unheimlich gleitet Lenz von einem hinüber ins andere ⁴¹.

Auch harmlosere Übergänge von einer Situation in die nächste werden vom Autor überspielt. Lenz reitet mit Oberlin durch das Tal. Zuerst „ging es gut“.

Aber nur, solange das Licht im Tale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befahl ihn eine sonderbare Angst ⁴².

Die Angst beginnt offenbar noch auf dem Ritt draußen im Tal; dann aber heißt es:

Er mußte hinaus ins Freie . . . er stürzte sich in den Brunnen.

Über seine Rückkehr in sein Zimmer in Waldbach ist kein Wort gesagt worden. Während der Beschreibung der Angst wechselt der Dichter unter der Hand die Szene: ein von der Textgestalt her unanfechtbarer Beleg für die Bedeutungslosigkeit des bloß Faktischen bei Büchner. Es wird aufgesogen vom dargestellten Stimmungszustand.

Die Aufhebung der Realität in ihrer Dinglichkeit, überall in der

⁴¹ Ein schwächeres Beispiel nach Lenz' Predigt: „Er war fester geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an: . . .“ T 53, N 209. Lenz befindet sich in einem Schwebezustand zwischen Festigkeit und Erschütterung; die Grenze zwischen beidem verschwimmt. Nicht so bei Bergemann, der sie durch seine Zeichensetzung eindeutig festlegt: „Er war fester geworden, wie er schloß — da fingen die Stimmen wieder an: . . .“ B 89. Dabei wäre ebensogut denkbar: „Er war fester geworden — wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an: . . .“

Die „und“-Reihung im Zitat oben erinnert übrigens an die Erzählung der Großmutter im „Woyzeck“ (B 713), wo Büchner durch ein ähnliches „und“ nach der Eingangsformel „Es war einmal ein arm Kind . . .“ die Destruktion der Märchenformel einleitet, die dem nihilistischen Inhalt entspricht. Der im Märchen gewohnte Relativanschluß: „ . . . das hatte keinen Vater und keine Mutter“ macht eine bestimmte Aussage über ein definables Subjekt. Büchner knüpft durch sein „und“ statt am Subjekt am Hilfsverb „war“ an und bringt einen schwebenden Klage-ton in das Ganze: „Es war einmal . . . und hat kein . . . war alles tot und war niemand . . . Alles tot und ist hingegangen . . .“. Erst nach dieser Einstimmung folgen die bestimmten Aussagen, die die Destruktion des Kosmos nun inhaltlich durchführen. Der Schluß mündet wieder in den Ton des Anfangs ein. Er weist, verklingend, ins Leere hinaus. Die Erzählung wird so aus einem Märchen zu einer todtraurigen Litanei.

Büchners Stilmittel des verschleierte Übergangs hat eine erstaunliche Parallele in der akasalen „Sprungtechnik“ Flauberts, die ebenfalls einen „entgliederten, fatumhaften, sinnlosen und doch reißen den Ablauf“ des Geschehens bewirkt: Hugo Friedrich: Drei Klassiker des französischen Romans. Stendhal—Balzac—Flaubert. Frankfurt a. M. ³1960. S. 145 f.

⁴² B 87.

Erzählung greifbar, hinterläßt auch in der Syntax ihre Spuren⁴³ und führt einmal zu einem regelrechten Anakoluth.

Sie entfernten sich allmählich vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abends spielten . . .⁴⁴

Der letzte Nebensatz wird durch das reihende „und“ auf „Gebirg“ bezogen, durch das Relativpronomen „deren“ aber auf „Kristallwelle“⁴⁵. Syntaktisch wird damit der Nebensatz dem vorangegangenen zugleich neben- und untergeordnet; inhaltlich zieht der doppelte Satzanschluß „Gebirg“ und „Kristallwelle“ in eins zusammen. Dem Dichter hat sich das Bild „Kristallwelle“ vor das Ding „Gebirg“ geschoben; das Gebirg ist zur Kristallwelle geworden, das Ding ist im interpretierenden Bild aufgegangen.

Das Wellenmotiv durchzieht im übrigen die ganze Erzählung, sowohl als Geschehen der Natur wie als Stimmungszustand Lenzens⁴⁶. Es wird zum Schluß noch einmal aufgenommen und gesteigert. Reale und imaginative Momente der Landschaft haben sich im Verlauf der Erzählung wechselseitig überlagert und evoziert; sie gelangen erst am Ende zu einem gelassenen, sinntragenden Miteinander im Bild.

... die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen⁴⁷.

Das Wellenmotiv kommt damit zur Ruhe. Im Bild vom überschäumenden Pokal wird es einerseits zu rauschhafter, dionysischer Dynamik gesteigert, andererseits aber wird es eingefangen. Denn der „Pokal“ ist nicht nur Sinnbild der Lebenslust, sondern zugleich ein konkretes Ding, das seinem Inhalt Form und Begrenzung gibt — ein Moment des Vergleichs, das durch dessen Einführung („... der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war ...“) besonders herausgearbeitet wird.

Die poetische Einheit von fester Dinglichkeit und rauschhaftem Leben, die Büchler damit erreicht, geht allerdings in der Erzählung auf Kosten des dargestellten Menschen. Das abschließende Bild gelingt dem Dichter erst in dem Augenblick, in dem Lenz jede Fähigkeit verloren hat, Leben zu fühlen, ja an seiner eigenen Fühllosigkeit auch nur noch zu leiden.

Bis hierhin herrscht in der Erzählung ein eigentümliches Wogen, Gleiten und Ziehen, ein ständiger Wechsel zwischen gleißender Helle und beängstigender Finsternis, eine Bewegung, in der alles Feste,

⁴³ Satzverkürzung durch nicht-realistisches Erzählen z. B. „Dann rasch ins praktische Leben: Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht.“ B 86.

⁴⁴ B 108.

⁴⁵ Man erwartet statt des Femininums das Neutrum „dessen“.

⁴⁶ Z. B. B 86, 95, 96.

⁴⁷ B 108.

Dingliche sich auflöst und nur für Augenblicke zu einem kompakten, leeren, gleichsam blicklosen Sein erstarrt. In der Natur angeschaut, ist diese Bewegung die „unendliche Schönheit“, von der Lenz spricht, „die aus einer Form in die andere tritt. ewig aufgeblättert, verändert“⁴⁸. Als Schicksal eines bewußt lebenden Menschen aber ist die zwanghafte Bewegung „Regen und Wimmeln nach einem Abgrund“⁴⁹, Auflösung des Ich, die Treibjagd in den Wahnsinn, die der Mensch durch alle Versuche, sich ihr zu entziehen, dialektisch weiter steigert. Das „Regen und Wimmeln nach einem Abgrund zu“ spiegelt der Text auch in seiner syntaktischen Gestalt, in dem atemlosen Dahingleiten seiner Sätze, das nirgends zur Ruhe kommt und quälend immer weiter treibt, fast ohne je abzusetzen.

Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen, er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und Alles so still, grau, dämmernd; es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen; es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riß sich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter, man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, stille Gesichter, es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause. Man saß am Tisch, er hinein . . .⁵⁰.

Eine zuverlässige Ausgabe muß diese Satzgestalt, Büchners ruheloses Parlando, wahren. So schwierig die Entscheidung im Einzelfall dort sein wird, wo T und N nicht einer Meinung sind: der Grundriß der Überlieferung muß erkennbar bleiben⁵¹. Auch die äußere Form der Erzählung ist ästhetisch relevant, und wenn wir es auch in T und N nur mit sekundären Zeugen, nicht mit der authentischen Handschrift

⁴⁸ B 92.

⁴⁹ B 97.

⁵⁰ N 202; T (36) bis auf eine Auslassung und ein Komma (statt des Semikolon) nach „Himmel“ ebenso. Man vergleiche mit dieser Form unsern gewohnten Text B 84.

⁵¹ Daß das Geschäft einer neuen Edition mühsam und in vielen Fällen undankbar sein wird, gilt auch für ein Gebiet, das hier gar nicht berührt wurde: die zahlreichen kleinen Veränderungen im Sprachstand, e-Elisionen und Apokopen, aber auch kleine Divergenzen zwischen T und N wie „versetzte“ (T 109) und „verursachte“ (N 232) oder „Dringen“ (T 102) und „Drängen“ (N 228) etc.

„Den 20. Jänner ging Lenz durchs Gebirg“

selbst zu tun haben, so sprechen äußere wie innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie der vom Dichter intendierten Gestalt seines Textes näher sind als der moderne Korrektor.

Büchners Text ist ein Fragment. Wir sollten ihn als Fragment mit der ihm eigenen Vollendung annehmen.

Freiburg i. Br.

Hans Peter Herrmann